

Wir wollen unsere Adventsbetrachtung fortsetzen. Wir sehen die Finsternis, und wir sehen in der Finsternis das Licht. - Ich erinnere: Die Welt ist nicht wie sie sein soll. Wir selbst sind nicht wie wir sein sollen. Diese Sicht macht uns traurig und unzufrieden; denn wir sehen Bosheit, Gleichgültigkeit, Hunger, Durst, Streit, Haß. An allen Ecken und Kanten dunkle, finstere Unvollendetheit. Aber wir Zeugen sollen den Blick nicht davon abwenden. Wir sollen unverwandt in diese Dunkelheit hineinschauen, hineinstarren. Und wir sehen vielleicht dann in dieser im Großen und Ganzen dunklen, unvollendeten, unstimmgigen Welt (bei allen herrschenden Mächten und Gesetzen der Lieblosigkeit, des Kampfes aller gegen alle) doch, daß in dieser Dunkelheit hier und dort immer wieder mal ein Licht aufscheint. Oder, ohne Bild gesprochen: Wir sehen immer wieder mal Uneigennützigkeit, Hingabe, Wille zur Gegenseitigkeit, Wille zur Partnerschaft, Arbeit am Frieden, glückende Begegnung, glückende Liebe; hin und wieder sehen wir Leben wie es sein soll. Ab und zu dringt unser Blick durch auf das eine Leben, das gelebt worden ist, wie Leben sein soll: auf sein Leben, Jesu Leben. Und manchmal hat sich die Spur seines Lebens noch so bis an unser Leben durch gezogen, daß auch unser Leben ab und zu gelingt, wie es sein soll. Plötzliches Aufflammen!

Wir erinnern uns an das 21. Kapitel beim Propheten Jesajas: Wächter, Wächter, wie weit ist es in der Nacht? Wie weit ist es in der Nacht? Siehst du schon Licht? - Der Wächter sagt, es kommt der Morgen, aber es ist noch Nacht. Doch dieser kommende Morgen wird schon angekündigt in der Morgendämmerung, wird schon angekündigt durch den Morgenstern. - "Morgenstern der finstern Nacht, der die Welt voll Freude macht!" - Dieser Morgen wird angezeigt in jedem Licht, das sich uns zu sehen gibt, das wir selbst aufstecken, zu dem wir uns selbst verbrennen. Das Licht ist schon erschienen uns will weiter scheinen. Zwar hat die Finsternis es nicht begriffen, sondern eher verschlungen. Aber, wie schon eben gesagt, die Spur zieht weiter, und angesteckt sind wir alle, so daß es immer wieder einmal aufflackert und aufleuchtet; uns ist nämlich an diesem Licht der Welt aufgegangen, daß freies, frohes, verschwenderisches, schenkendes Leben möglich ist. Und uns ist angetragen, daß wir zu solchen Freien, Frohen,

Schenkenden, Verschwenderischen werden sollen. Vom Licht der Welt uns zugemutet: Ihr seid das Licht der Welt! Wenn wir dazu Mut haben, sollten wir uns (den letzten Gewohnheiten gemäß) wieder einmal eine Liste machen: Wem bin ich - ich persönlich! - Licht auf seinem Weg? Wem zeige ich - ich persönlich! - Zukunft? Für wen mach' ich das Gelände, in dem er geht, hell? - Und in dem zweiten Teil der Liste sollte stehen: Wer ist für mich Licht? Wer erleuchtet mir den Weg? Wer macht mir das Gelände hell? - Diesen Weg, der die Linie, der die Straße unseres Lebens werden soll! Sein Weg! Unser Weg! Ein Weg, der oft wie noch gar nicht da, wie ungewagt, wie unmöglich erscheint! Ein Weg von Herz zu Herz, von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk! Ein Weg von jedem zu jedem! Sein Weg! Unser Weg! Diesen Weg will das Licht erleuchten und uns zu sehen geben. Diesen Weg! Soweit ist bis jetzt, meine ich, die Sache sehr, sehr klar und sehr, sehr eindeutig, da die finstere Nacht, - da das Licht, das in diese Nacht hineinwill, in dieser Nacht aufleuchtet; also eine scharfe klare Trennung.

Wir sehen die Welt, wenn wir sie mit dem ganzen Ernst betrachten, zu dem wir uns letztes Mal aufgefordert haben, ganz dunkel, traurig, gottverlassen. Wir sehen die Welt, wie sie nicht sein soll. Wir sehen in uns selbst und um uns herum einen mühsamen Kampf um das Gute, um das Licht, um die Erleuchtung. Wir sehen, wie das Gute dauernd in das Böse hineindringen will, wie das Licht in die Finsternis leuchtet, manchmal stärker, manchmal schwächer. Aber so klar scheinen Licht und Finsternis, Dunkel und Helligkeit, auseinanderzuhalten zu sein: Die Finsternis ist ganz schlimm und das Licht ist ganz gut. Die Überlegungen vom letzten Mal und die Überlegungen von heute, (die ja an die Überlegungen von letztes Mal anknüpfen) sollen zeigen, daß es so einfach nicht ist. Daß diese einfache, bequeme Scheidung zwischen Licht und Finsternis zwar dem ursprünglichen Plan Gottes entsprach, aber von uns Menschen an allen Orten zuletzt und zuerst am Ort unseres eigenen Herzens gestört und zerstört worden ist.

In der Wirklichkeit, in der wahren und wirklichen Wirklichkeit, sind Licht und Finsternis leider Gottes! und uns Menschen zu Leide! nicht so klar auseinanderzuhalten. Um das

aufzuzeigen, möchte ich sagen: Genauso, wie der Morgenstern Jesus den kommenden ewigen Sonnentag ankündigt, genauso dringlich und genauso kräftig, genauso dringend, genauso kräftig, jedoch in anderer Weise kündigt die nachtschwarze Finsternis, die wir allerorten um uns und in uns erfahren, vom Künftigen. Deswegen ist Licht zu sehen und Finsternis zu sehen, weil von beiden her Gott zu sehen ist - wenn auch unsichtbar! In der Erfahrung der Finsternis, in dem ganz Bedrückenden erfahren wir unsere persönliche, die individuelle und die gesamt menschliche Ohnmacht. Denn dann erfahren wir: So ist es nicht zum Aushalten. Diese Welt, so wie sie ist, ist unerträglich. Drum seufzt die Kreatur, die pflanzliche, die tierische und die menschliche. Im Röcheln der Verhungernden und im Verstummen der Einsamen, die (wie der Gelähmte am Fischteich in Jerusalem) keinen Menschen haben! In der Sinnlosigkeit und in der Langeweile!

In dieser ganzen Finsternis ist genauso der Flügelschlag eines Engels zu vernehmen, wie aus der Menschwerdungsichtung der Flügelschlag des Engels noch zu uns vernehmbar wird: Siehe, heiliger Geist wird über dich kommen. Auch in dieser Finsternis ist ein uns verkündender schwarzer Engel am Werk, der uns, der den Menschen von Gott kündigt; der ihnen in der Unerträglichkeit, in der Aussichtslosigkeit, in der Hoffnungslosigkeit, in dem was sie nicht mehr fassen und nicht mehr halten können, eingibt, zuruft, aus den gedrückten Herzen herauspreßt: Nur heraus! hier heraus! Das ist doch nicht zum Aushalten! - Sodaß sich der Mensch, wir Menschen, die das erfahren - um ein Bild des Teilhard de Chardin zu gebrauchen - wie der auf die Sehne gelegte Pfeil empfinden, der mit Kraft aus dieser Endlichkeit hinaus-schnellen will ins Absolute, Neue, Andere, Vollendete hinein. Das schreit der Weheengel, der in der Finsternis unterwegs ist, das gibt er uns zu sehen: Heraus, herauf, zueinander, miteinander, totlos, Glück, Hoffnung wider alle Hoffnung, bei und in aller Negativität!

Auf den Engel bin ich gekommen durch ein Bild, das Ernst Fischer - einer der abtrünnigen Kommunisten, der bis vor wenigen Jahren in Wien gelebt und gelehrt hat - gebraucht hat: "Die Negativität (diese Negativität), ist also in ihrer Entschiedenheit - (daß sie so ist, wie sie ist) - ein

schwarzer Engel der Verkündigung, das noch Unentschiedene, Positive in gefalteten (also noch nicht ausgebreiteten) Fittichen tragend." Diese Negativität, diese Finsternis, hat zum Horizont die andere, die größere, die für alle menschenfreundlichere Möglichkeit. Diese Negativität, diese Finsternis läßt für den, der sie sieht und besteht, "ein großes Vielleicht" ahnen. Sie fordert uns auf zur Hoffnung. - Soweit mit ein paar erhellenden Bemerkungen das Wort von Ernst Fischer. Und so meine ich, gibt sich uns Gott und Gottes Wille und Gottes Sehnsucht in jeder erfahrenen, nicht weggeschobenen, sondern genau betrachteten - das heißt dann auch erlittenen - Finsternis zu sehen. So wirkt Er dann auf uns, denn Er hat (sonst wäre ja unsere ganze Geschichte der Menschenliebe in der Liebe Gottes sinnlos;) Er hat ja sein Herz, sein Gotteshertz an diese feindliche, gottlose, gottfremde, lieblose friedlose, unglückschaffende Finsternis gehangen.

Dann folgt, dann folgt für uns, daß die, die in solcher Finsternis sitzen, daß die, die aus solcher Finsternis heraus wollen, daß die, die unter solcher Finsternis leiden, wenn sie herauswollen, auch ohne daß sie davon wissen, auch ohne, daß sie je Jesus Christus in den Blick genommen haben, von Gott angerührt sind, von Gott her auf dem richtigen Weg sind, um Gottes willen - und das bedeutet in eins - um ihres eigenen menschlichen Glückes willen heraus wollen. Und wir müßten solchen, wenn auch noch verstellten, wenn auch noch durchmischten und durchwachsenen Drang sehend, ihn als auf Gott zielend, also als göttlich errahnen und bestätigen. Die, die aus diesem Elend herauswollen, sind von Gott her unsere Freunde, unsere Gefährten; sind wie wir, wenn auch - (das klingt jetzt wie christlicher - Hochmut - ist aber treuster Gehorsam gegenüber der Offenbarung) - nicht so erleuchtet wie wir. Und wir müßten von daher zu allen, die unter dieser Welt und unter diesem Leben leiden, ein sympathisches, ein freundschaftliches, ein neues, das Verwandte entdeckende Verhältnis gewinnen - und nicht unsere gewohnte und bewährte Aggressivität. Wir müssen sehen, daß da, wenn auch in anderer Gestalt das Gute unterwegs ist; wie im Feind nicht nur das Schlechte ist, sondern das Gute; wie dort schon der Anknüpfungspunkt Gottes ist; wie von ihm unterahnt - oder wenn

Rahner es formulieren würde - anonym, namenlos Gott und die Verbundenheit aller Menschen in Gott angezielt wird. Und wir sollten vielleicht uns schon einmal in einer ersten Bewegung dazu bekehren lassen, daß wir mit dem Licht überall rechnen, auch wenn es so schwach ist, daß es unsere verklebten, gehaltenen, vielleicht nur blinzelnden Augen nicht sehen.

Solschenizyn versucht uns das so beizubringen: "Selbst in einem vom Bösen besetzten Herzen hält sich ein Brückenkopf des Guten. (Und das jetzt gegen uns): Selbst im gütigsten Herzen ein uneinnehmbarer Schlupfwinkel des Bösen." So gemischt ist diese Welt noch. Und so sollen wir sie sehen, wenn wir sie als diese vorläufige, unfertige Welt ehrlich und redlich wahrnehmen wollen, und nicht Blinde sein wollen, die Blinde führen.

Wenn man eine Ahnung von solcher Durchwobenheit von Licht und Finsternis bekommt, dann bekommt auf einmal Toleranz, das heißt, sich und alle anderen in der Unfertigkeit ertragen; das ist ein ganz neuer Impetus und ist keine schwächliche Gleichmacherei, der es um nichts mehr geht, sondern eine Weise, in der der Glaube, unser Glaube, eine Weise, in der die Hoffnung, unsere Hoffnung, konkret - und das heißt lebhaft - persönlich - an mir - lebendig wird.

Im Blick auf diese Wirklichkeit, die so unfertig, so unvollendet ist, daß sie voller schwarzer Engel ist, kommt uns zum Bewußtsein, daß wir hier auf dieser Welt nicht zu Hause sein können und nicht zu Hause sein dürfen. Jedenfalls nicht so, wie sie ist. Ob wir das jetzt biblisch formulieren und sagen: Unsere Heimat ist im Himmel oder säkular formulieren und sagen: Wir sind entfremdet, wir sind in der Fremde, wir stehen unter dem Gesetz der Entfremdung, das ist im Grunde gleichgültig und spricht dasselbe Phänomen von zwei Seiten mit unterschiedlichem Vokabular an. In einem Gespräch ist mir aufgegangen, daß vielleicht dem einen oder anderen das Beispiel Heimat helfen kann, diesen Gedankengang besser zu verstehen. Manche erleben erst ihre Heimat richtig, erfahren erst, was es für sie bedeutet, zu Hause zu sein, wenn sie nicht zu Hause sind, wenn das Heimweh sie quält. Gerade in der Nichterfahrung, im Nichthaben zeigt sich das, worum es geht, oft um so deutlicher. Ernst Bloch nennet deswegen

die heraufzuführende Wirklichkeit: "etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat." Augustinisch: Unruhig ist unser Herz ...

Wir haben eine Ahnung davon, (und werden das am nächsten Sonntag vermutlich noch genauer vermerken) was Glück, was Befriedigung, was Zufriedenheit ist, wenn wir es uns aus der eigenen Biographie verdeutlichen wollen, (vielleicht aus dem, was wir bewußt nicht mehr wissen) an dem damaligen Geborgensein im Schoß. Und wie notwendig diese Geborgenheit im Schoß für viele ist, gewesen ist, geworden ist, wissen wir - und das merkt jeder am eigenen Leibe sehr, sehr oft - wenn ihm das damals entstehende Urvertrauen zu dieser Welt, zu diesem Leben fehlt. Und geschichtlicher geredet (nicht nur tiefenpsychologisch), ist ein Bild dieser Heimat - biblisch: das Paradies und bei den Dichtern: das goldene Zeitalter. (Darauf brachte mich auch einer von ihnen im Gespräch). Im Rosenkavalier - gedichtet von Hofmannsthal - heißt es: bei der Überreichung der goldenen Rose; als auf einmal die beiden sich erkennen, in Liebe fallen, einander verfallen: das sind "Rosen vom hochheiligen Paradies. Es ist wie ein Gruß vom Himmel. Ist bereits zu stark, zieht einen nach, als lägen Stricke um das Herz. Wo war ich schon einmal und war so selig?"

Wenn wir so sehen, was sich uns so zu sehen gibt, dann haben wir - meine ich - folgende Aufgabe: Bei der hellen oder bei der dunklen Wirklichkeit nicht zu bleiben, sondern Gottes doppelter Anwesenheit nachzuspüren. Das ist Theologenaufgabe und das ist Theologenarbeit. Dann haben wir die Aufgabe, in der Dunkelheit den unsichtbaren Gott zu suchen und in der Sichtbarkeit des Glückens und der Liebe seine sichtbare Anwesenheit durch Menschenhand, durch Menschenmund, durch Menschenherz zu verkosten. Und das haben wir zu sehen, und das haben wir zu sagen, und das haben wir zu zeigen.

Wir haben wahrzunehmen, daß wir hier - und die ganze Welt (in einem doppelten Sinne) von Vorläufigkeit gekennzeichnet sind. Einmal so, daß die Vorläufigkeit von aller Dunkelheit, von aller Finsternis, von aller Traurigkeit, von aller Lieblosigkeit, von aller Feindschaft, von allem mörderischen Haß - daß deren Vorläufigkeit geglaubt und gehofft wird; daß wir dieses Syndrom der Schwärze nicht für die Endgültig-

keit halten, sondern für die Gestalt der Welt, die vergeht. - Und wir haben zugesehen, daß alles Glückende, daß alles Gute, ein Vorgeschmack, ein Vorschein, ein Vorkosten einer endgültigen Freude, eines endgültigen Glückes, einer endgültigen Zufriedenheit ist. Das haben wir zu sehen. Das gibt uns der Glaube zu sehen, (wie wir das letztes Mal bedacht haben). Und das haben wir zu zeigen. Aber wir sind nur in der Lage, das so zu zeigen, daß wir uns selbst diesem Gesetz der Vorläufigkeit unterstellen und uns nicht zu Endgültigen gleich welcher Gestalt aufblähen, weder als einzelne noch als Gruppe, noch als Kirche noch in irgendeiner säkularen Gestalt. Daß jeder von uns weiß, daß er ein Vorläufiger ist und sein Leben nur als ein Vergänglicher leben kann, indem er bereit ist, sich dauernd in diese Finsternis hinein auf den anderen hin, sein eigenes Leben und die Gestalt seines eigenen Lebens hintansetzend zu verschwenden, zu verlieren, aufzugeben, dreckig zu werden, aussätzig zu werden, zum Sündenbock zu werden.

Das ist eine ganz eigentümliche Sache; vielleicht wird uns das an diesem Bild klar: Gott ist ein großer Homöopath. Die Homöopathie ist im Gegensatz zur Allopathie dadurch gekennzeichnet, daß sie Gleiches mit Gleichem bekämpft. Vergänglichkeit kann nur mit Vergänglichkeit bekämpft werden. Diese sterbende Welt kann nur durch Sterben zum vollen glückenden Leben gebracht werden. Liebende leben in dauernder Aufgabe ihrer selbst aneinander, in einer Verschmelzung, die biologisch schon da ist, wenn Same und Eizelle zusammenkommen. Jede Zelle, die Leben geben will, muß ihre Gestalt verlieren. Und wer an seiner Gestalt festhält, tötet sich und tötet den Nächsten. Das ist das biologische und theologische Gesetz dieser göttlichen Homöopathie, die es zu sehen gibt, wenn wir die Welt in ihrer Lichtgestalt und in ihrer Dunkelheit zur Kenntnis nehmen.

Und wenn wir gewillt zu solcher Vorläufigkeit sind, dann könnte sich das sehr konkret so gestalten, daß wir anfangen, unsere eigene Lebensform, unsere eigenen Interessen, unsere eigenen Hänge, unsere eigenen Triebe nicht mehr für absolut zu setzen. Dann kann sich das nur so gestalten, daß wir tolerant werden. Dann kann das nur in einem Suchen der Vorläufigkeit bei den anderen bestehen, weil ich ja selbst

nicht das endgültig Ganze in Totalität hab. Dann bin ich im Grunde darauf aus, zu sehen, was an dem anderen gut ist und damit zu rechnen, daß mir so viel fehlt und ermangelt. Das sind nicht einfach ethische Anweisungen, sondern das ist eigentlich die Praxis des Glaubens. Das ist die - sagen wir mal - wirkhafte Gestalt des Glaubens. Das ist - mit einem neumodischen Wort gesagt - die der Orthodoxie entsprechende Orthopraxis. Wer diese tolerante - Meinung des anderen und die eigene Meinung für wichtig haltende - Grundhaltung nicht will, will im Grunde Gott in seiner Endgültigkeit nicht glauben und hängt und hält sich krampfhaft und versklavt in dieser Vorläufigkeit, die er zur Endgültigkeit aufmotzt. Wenn er aber bereit ist, mit sich als dem Vorläufigen zu rechnen, dann muß er bereit sein zu lernen, zu hören, den anderen gewahr zu nehmen; dann muß er bereit sein, seine eigene Überzeugung gegen den Widerspruch aller zu äußern; dann muß er bereit sein, den Widerspruch der anderen bei sich ankommen zu lassen; dann muß er bereit sein zum Konflikt; dann muß er bereit sein zum Kompromiß. Das sind im Grunde gegenwärtige Glaubenspraktiken, die uns diese unfer-tige Welt aufgibt. Und jetzt sollten wir wieder eine Liste vornehmen, daß wir uns klarmachen, mit wem wir hier - und über diesen Kreis - hinaus noch nicht bereit sind zu sprechen, wem gegenüber wir noch nicht bereit sind, unsere Meinung zu äußern und wessen Meinung wir schon längst so abqualifiziert haben, daß sie uns gar nicht hörens-wert ist und wessen Gestalt wir schon so bemakelt haben, daß sie uns nicht mehr sehenswert, sondern nur noch übersehenswert erscheint. Denn bei dem Gesehenen zu bleiben, bedeutet sich nicht auf den Weg machen zu wollen. Bei dem Gesehenen zu bleiben und nicht aus dem Gesehenen Nutzen zu ziehen, bedeutet diese Unvollkommenheit zu verfestigen, sich selbst zu verfestigen und zu verknöchern.

So etwas, genau so etwas, wird im Grunde zeichenhaft an- gesagt, angezeigt, uns zu sehen und zu schmecken gegeben in der Feier der Eucharistie, wo einer, damit sie überhaupt zustandekommt, wo einer auf den anderen angewiesen ist; wo einer mit dem anderen was zu tun hat. Wo einer wie der andere dasselbe bekommt, wenn auch unterschiedlich empfängt; wo wir einen Mann, den wir sonst nicht mögen, neben uns



sitzen lassen müssen, wenn es der Zufall so fügt und dann entdecken, wir müßten ihn eigentlich mögen lernen. Und unter der Rücksicht ist unsere Eucharistiemüdigkeit wieder nicht mit einem moralischen Appell, sondern von diesem Glauben her zu kritisieren und anzugreifen. Ich möchte jetzt gerne den Herrn Rentmeister zitieren, der sagte heute morgen bei der Messe - und ich muß sagen, mich hat das sehr beschämt - als er vor 15 Jahren hier gewesen sei, da habe jeder zur Messe gemußt. Das sei sicher nicht gut gewesen. So wie das heute morgen war, sei's sicher auch nicht gut. Er komme sich hier (hier bei uns), vor wie in der Diaspora. Und er sei froh, wenn er wieder in einer Gemeinde sei. Ich zitiere das einfach so, weil die, die da waren, eigentlich nicht die richtigen Adressaten dafür waren, denn sie waren ja da. Und ich meine das jetzt nicht moralisch, sondern ich meine, daß wir uns von solch gemeinsamen Tun, (einer Art des Zusammenkommens im Symbol, das wir mit unserem Leben überhaupt noch nicht decken können) uns verpflichten lassen und in Gang bringen lassen für den Ernst des Lebens: im Wort und Widerwort, im Zeigen und Bekennen voneinander - wie wir sind - und im Stehen zueinander oder widereinander, im Austragen des Konfliktes und im Suchen des Kompromisses; es geht also darum, im Symbol vorwegzunehmen, wohin jeder für sich in seiner vergehenden Gestalt doch eigentlich unterwegs ist.

Denn wozu machen wir diese Überlegung, wozu strengen Sie sich an, wozu strengte ich mich an? Doch damit, daß wir in Gang kommen, daß wir in einen Gang kommen, der nicht auf den gewohnten Bahnen geht, sondern auf einer neuen Straße sich zu vollziehen hat; auf der Straße, die in der Wüste zu bahnen ist, in unserer Wüste, in der Weltwüste, damit es Gottes Straße wird. Diese Straße, die wir zu gehen haben, ist ganz genau gekennzeichnet: Sie geht von Mann zu Mann, von Herz zu Herz, von einem zum andern. Und einer muß sich dem anderen aussetzen und zumuten - nicht bloß hier, hier haben wir allenfalls ein Übungsfeld - das wir nach meinem Dafürhalten nicht fliehen sollten, um vorgeblich an anderen Orten, wo es uns leichter fällt, zu üben; denn auch hier kann gelernt und begonnen werden, daß wir uns auf den Weg machen, der Gottes Weg ist, der von jedem zu jedem geht.

Und wenn wir dafür eine Maxime suchen, wie auf solchem Weg die Verkehrsregeln sind, wie auf solchem Weg zu gehen ist, welches Lied man auf den Lippen haben soll, und welche Gedanken man im Herzen tragen muß - nicht bloß im Kopf - dann so: daß diese Wege Wege sein sollen, die gemeint sind als endgültige Wege; daß wir auf solchem Weg jeden Gedanken, jedes Wort, jeden Blick und jede Tat danach kritisch bemessen sollen, ob es ein Pfeil ins Absolute ist, ob das, was wir hier wollen gottes-, himmels-, endgültigkeitswürdig ist, ob wir mit diesem Schritt das Zelt unserer vorläufigen Bleibe wieder einmal hinter uns gelassen haben, das Geschick unseres Exildaseins - in dem Gott noch im Exil ist und in dem wir noch im Exil sind - wahrgenommen haben und uns auf den Weg gemacht haben. Wo solche Wege nicht gegangen werden - ob "christlich und gläubig" oder unbewußt getrieben aus der erfahrenen, gesehenen und angepackten, weil erlittenen, Not - wo solche Wege nicht gegangen werden, da ist Gottlosigkeit; da ist Exilsituation, die uns aufgibt, auf den schwarzen Engel zu schauen und uns von dem schwarzen Engel eine Botschaft sagen zu lassen: Ihr seid hier nicht zu Hause.

Und wo uns einmal ein Schritt auf einem solchen Weg glückt, da ist - bildhaft, zeichenhaft weitergesprochen - wie es im Lied heißt - uns ein Licht ausgestellt worden, an dem wir uns und andere orientieren können. Auf solchem Weg bringen wir uns an Gott und Gott an uns und mit uns und durch uns Gott zu anderen. Auf solchem Weg haben wir das Gesehene verarbeitet, umgesetzt, sind wir keine flüchtigen Illustriertenleser oder chaugucker, sondern haben das Gesehene umgesetzt, ins Werk, ins Tun, in ein Neumachen, in ein Neumachen unserer selbst und in ein Neumachen der anderen. Auf solchem Weg entsteht dann vielleicht das, wozu wir hier zusammengekommen sind: daß wir immer mehr eingeweiht werden, ein-ge-weiht werden in die Zeugenschaft des Zukünftigen; und eingeweiht werden heißt auch, zum opfer bestimmt sein; denn Geweihtsein zum Opfer bestimmt zu Gunsten anderer sein; sich vom Gesehenen bewegen lassen in eine Zukunft voller Gunst für alle; durch Sehen, Sagen, Zeigen diesen Zeugendienst auszurichten. Wir sind wirklich hier, wenn wir hier lernen, daß wir hier nicht bleiben sollen.